

Julia Karr • The Sign – Nur zu deiner Sicherheit





DIE AUTORIN

Julia Karr wurde in Indiana geboren und zog nach Chicago, als sie fünfzehn war. Nachdem sie den anfänglichen Kulturschock überwunden hatte, der sie in der in Carl Sandburgs Worten »stürmischen, heiseren, lärmenden« Metropole traf, verliebte sie sich unsterblich in diese Stadt. Julias Schreibtalent hat seinen Ursprung

in einer unersättlichen Gier nach Büchern. Schon als junge Mutter, als sie ihren Töchtern zunächst vorlas und dann mit ihnen gemeinsam Bücher verschlang, entwickelte sie eine Vorliebe für Kinder- und Jugendbücher. Nicht so überraschend für jemanden, der schon im zarten Alter von drei Jahren mit dem Lesen begonnen hat. Auch wenn sie einem geregelten Job nachgeht, sitzt Julia nach der Arbeit zu Hause auf der Couch und tippt Geschichten in ihren Laptop, während eine ihrer Katzen hinter ihr liegt und ihr Hund irgendwo in der Nähe schläft.

Ihr erster Roman, *The Sign*, spielt in der Zukunft in der Stadt, die sie auch heute noch über alles liebt – Chicago.

Julia Karr

The Sign –
Nur zu deiner
Sicherheit

Aus dem Amerikanischen
von Bettina Spangler





Verlagsgruppe Random House FSC-DEU-0100
Das für dieses Buch verwendete
FSC®-zertifizierte Papier *München Super Extra*
liefert Arctic Paper Mochenwangen GmbH.

1. Auflage

Erstmals als Deutsche Erstausgabe Januar 2012
Gesetzt nach den Regeln der Rechtschreibreform

© der deutschsprachigen Ausgabe bei
cbj/cbt Verlag, München

in der Verlagsgruppe Random House GmbH
Alle deutschsprachigen Rechte vorbehalten

Die Originalausgabe erschien unter dem Titel
»XVI« bei Speak, einem Imprint der Penguin
Group (USA) inc., New York.

© Julia Karr, 2011

Dieses Werk wurde vermittelt durch
die Literarische Agentur

Thomas Schlück GmbH, 30827 Garbsen.

Aus dem Amerikanischen von Bettina Spangler

Lektorat: Frauke Heithecker

Umschlagbild: Victoria Sims Photography

Umschlaggestaltung: Geviert, Büro für

Kommunikationsdesign, München

KK · Herstellung: Sabine Kittel

Satz: Buch-Werkstatt GmbH, Bad Aibling

Druck: GGP Media GmbH, Pößneck

ISBN: 978-3-570-30772-4

Printed in Germany

www.cbt-jugendbuch.de

Für Chicago, wo ich sechzehn wurde.

I

»Nina, sieh mal.« Sandy stieß mir den Finger in die Rippen.

Ich sah zu dem AV-Bildschirm auf, in der Erwartung, den neusten Spot in Sachen Schulmode für Sechzehnjährige zu sehen.

»Nein, da drüben.« Sandy zerrte an meinem Arm und lenkte meine Aufmerksamkeit in Richtung Tür.

Vier Typen kamen auf uns zu, taumelnd und torkelnd bewegten sie sich durch den fahrenden Express. Sie nahmen auf der anderen Seite des Gangs Platz und steckten die Köpfe zusammen. Ein leises, unverständliches Murmeln, von Zeit zu Zeit unterbrochen durch dreckiges Gelächter, ging von der Gruppe aus.

»Die sind achtzehn«, flüsterte Sandy. »Ich wette, der in der Mitte hat Geburtstag. Er ist echt niedlich!« Sie zappelte aufgeregt auf ihrem Sitzplatz herum.

So wie der Junge immer wieder das Tattoo – The Sign – an seinem Handgelenk bewunderte und das Pflaster hinter seinem Ohr betastete, wo sein GPS gewesen sein musste, war mir klar, dass sie recht hatte. Unwillkürlich griff ich nach meinem eigenen Aufspürer. Die winzige Kapsel, so

groß wie ein Getreidekorn, war unter der Haut kaum zu spüren. Wie es wohl wäre, wenn man irgendwo hinginge, wo sie einen nicht aufspüren könnten?

Doch ehe ich diesen Gedanken weiterverfolgen konnte, sagte Sandy: »Sie fahren bestimmt in die Stadt, um zu feiern. Ich wünschte ...«

»Nein, tust du nicht.« Mir drehte sich der Magen um bei dem Gedanken an die üblichen Feierlichkeiten zu achtzehnten Geburtstagen. Wir hatten schon viel davon gehört, vor allem im Zusammenhang mit der *Angel*-Affäre. Rasch verscheuchte ich die Bilder aus meinem Kopf.

Mit einem verächtlichen Geräusch ließ Sandy sich in ihren Sitz zurücksinken und verschränkte beleidigt die Arme vor der Brust. »An diesen Geschichten kann echt unmöglich was dran sein. So etwas würden Jungs doch nie tun. Also bitte, sieh sie dir doch mal an ...« Verschwörerisch beugte sie sich zu mir rüber, doch mir entging nicht, dass sie unter ihrem Pony in Wahrheit zu den jungen Männern rüberlinste. »Jemand, der so süß aussieht, würde doch niemals solche abartigen Dinge tun. Hör zu ...« Sie kramte in ihrer Tasche und reichte mir einen Rapido. »Du bist doch diejenige, die Kunstunterricht nimmt. Mal mir das Tattoo auf. Okay?« Sie hielt mir ihr Handgelenk hin.

»Sandy!« Ich stieß ihre Hand zurück. »Dafür könnten die uns einsperren!«

Einer der Typen, nicht das Geburtstagskind, musste uns gehört haben, denn jetzt sah er zu uns rüber. Er glotzte Sandy an, ähnlich wie ihr Stiefvater, wenn er sich unbeob-

achtet glaubte. Ich packte sie am Handgelenk und hielt es ihm hin, um gleich klarzumachen, dass das obligatorische XVI-Tattoo fehlte. Er zuckte nur müde mit der Schulter und wandte sich wieder seinen Freunden zu.

»Hey!« Sie entriss mir den Arm. »Der hätte mich garantiert angesprochen.«

»Der will doch nicht mit dir reden, Sandy. Diese Geschichten sind nicht alle einfach nur erfunden. Ginnie hat erzählt, dass wir Mädchen nicht mehr sicher sind, seit sie vor zwanzig Jahren mit dem Tätowieren angefangen haben. Sie denkt, dass ...«

»Sie ist deine Mom. Was erwartest du?«

»Keine Ahnung.« Ich hob ratlos die Schultern und ließ das Thema. Sandy war so dermaßen fasziniert von allem, was mit dem Sechzehnwerden zu tun hatte, dass man mit ihr kein vernünftiges Wort darüber wechseln konnte. Unsere Mütter waren Galaxien voneinander entfernt, und zwar in jeder Hinsicht. Mrs Eskew erlaubte Sandy nicht nur, sich wie ein Sex-Teen aufzuführen, sie ermunterte sie regelrecht dazu. Sie bereitete ihre Tochter sogar auf die Aufnahme ins WeLS-Programm vor. Meine Mutter Ginnie hingegen wollte mich um jeden Preis davon abhalten, mich zu bewerben, auch wenn es die einzige Möglichkeit für Leute wie uns war, unserem Status von Rang zwei zu entfliehen. Als ich versucht hatte, mit ihr darüber zu reden, da meinte sie nur, ich solle mir keine Gedanken machen. Ich würde nicht für immer einem niedrigen Rang angehören. Doch wie ich aufsteigen könnte, hat sie mir nie verraten. Es war ja echt

nicht so, dass ich gern beim WeLS mitgemacht hätte, aber abgesehen von einer Heirat mit einem Mann von höherem Rang blieben mir nicht gerade viele Möglichkeiten.

Sandy schnappte sich eins von den ausklappbaren elektronischen Journalen aus dem Fach am Sitz vor ihr. Dann ließ sie es wieder los, sodass es zurück in das Fach schnellte. Sie griff nach einem anderen, und wieder tat sie dasselbe. Ich seufzte. Wenn sie es noch einmal versuchte, würde ich sie abhalten. Manchmal hatte ich das Gefühl, ich war für Sandy eher so was wie eine Mutter und nicht ihre beste Freundin.

Auf einmal war ihre Stimmung wie ausgewechselt, dem Himmel sei Dank. »Rutsch rüber«, meinte sie. »Wir kommen gleich zu diesem riesigen Bauernhof, ich will die Kühe sehen. Kannst du dir vorstellen, dass die Leute früher Fleisch gegessen haben? Ich könnte kotzen, wenn ich nur daran denke.«

Sandy ist fast so verrückt nach Kühen wie nach Jungs. Zugegeben, wir sind beide voll die Tierfans. Das ist auch einer der Gründe, weshalb wir so dicke Freundinnen sind. Als Ginnie mit Dee und mir aus der Stadt raus nach Cementville umzog, war ich überzeugt, dass ich nie eine Freundin finden würde. Doch schon an meinem ersten Tag in der Schule lernte ich Sandy kennen. Wir trugen beide das gleiche Oberteil, mit einem Pferd vorne drauf. Und nach der Schule ist sie an derselben Transithaltestelle ausgestiegen wie ich. Und dann stellte sich raus, dass wir auch noch Tür an Tür wohnten. Seitdem sind wir die besten Freun-

dinnen. Auch wenn sie mir hin und wieder echt auf die Nerven geht.

Die monotone Gleichförmigkeit der Vorstadt wurde nun endlich abgelöst von einer grünen Oase aus sanft gewölbten Hügeln und Baumgruppen. Als der Expresszug sich Mill Run Farm näherte, drückten Sandy und ich unsere Nasen am Fenster platt wie zwei kleine Kinder. Eine Herde schwarz-weiß gefleckter Kühe graste friedlich in der Ferne. Dann tauchten plötzlich zwei Pferde auf, die an einem weißen Lattenzaun entlang um die Wette liefen.

»Sie sind wunderschön«, hauchte ich.

Sandy drückte meine Hand. »Nina, ich weiß, dass du nicht möchtest, dass ich irgendwelche Dummheiten mache«, flüsterte sie leise. Der Bauernhof verschwand nun in der Ferne, sodass wir uns wieder in unsere Sitze zurücklehnten. »Hey, hast du schon deine ganzen Hausaufgaben gemacht?«

»Klar«, erwiderte ich. »Regionalpolitik und Literatur des zwanzigsten Jahrhunderts. Lit ist ja toll, aber Politik find ich abartig.«

Wir lachten beide.

»Ich pack Lit nicht«, meinte Sandy. »Du musst mir unbedingt helfen. Versprochen?«

»Logisch.« Sie verließ sich immer darauf, dass ich ihr die Bücher erklärte, aber mir machte das nichts aus. Es lag auch nicht daran, dass sie nicht lesen konnte oder wollte, sie begriff nur die tiefere Bedeutung nie. Klar, mir gelingt das auch nicht immer, aber Ginnie spricht sehr viel mit

mir über das, was ich lese, und hilft mir, mich da durchzuackern.

»Jetzt sag mal, willst du dich fürs WeLS bewerben?«

»Sandy, du hast's versprochen.« Ich warf ihr einen bösen Blick zu.

»Tut mir leid, ich hab vergessen, dass Ginnie dich ja nicht lässt.« Sie kitzelte mich. »Komm schon, sei nicht sauer auf mich.«

Ich konnte nicht anders, ich musste einfach lachen. Außerdem wollte ich eh nicht böse sein auf sie – deshalb gab ich es auf.

»Wollen wir erst zu deiner Grandma, bevor wir uns mit Mike treffen?«, erkundigte sie sich.

Ich nickte.

»Du weißt schon, dass dein Großvater mir Angst macht.« Sie vergrub die Hände in ihrer Tasche und brachte eine kleine Tüte zum Vorschein. »Willst du eins?«

Ich steckte mir eins von den mit Zucker überzogenen Zitronenbonbons in den Mund. »Stimmt schon, Grandpa ist ein bisschen seltsam. Aber ich dachte eigentlich, du hättest dich allmählich an ihn gewöhnt.«

Sandy steckte sich gleich mehrere Bonbons in den Mund und ließ die Tüte wieder in ihrer Tasche verschwinden. »Bestimmt nicht«, murmelte sie und schob die Drops mit der Zunge zur Seite, damit sie reden konnte. »Ich versteh fast nichts von dem, was er sagt, und ich find's echt gruselig, wenn er sein Bein abnimmt.«

»Ich versuch, ihn davon abzuhalten«, versprach ich, wo-

bei ich in mich hineinkicherte. Als ob irgendjemand Grandpa von irgendwas abhalten könnte. »Vielleicht sollten wir ja in den Zoo gehen. Das ist wahrscheinlich die einzige Möglichkeit, wie wir Mike von den ganzen neuen Spots in der Stadt fernhalten.«

»Dann gehen wir also zu Grandma, bevor wir uns mit ihm treffen, ja?«

Ich lachte. Uns war beiden klar, dass, wenn Mike mit uns kam, er Grandpa dazu überreden würde, sein Bein abzunehmen. Mike war völlig fasziniert von der Prothese. »Sandy, das ist doch nichts weiter als ein altes GI-Bein.«

»GI-was?«

»Zum abermillionsten Mal, Minihirn ...« Ich klopfte ihr an die Stirn. »GI steht für Government Issue, also Regierungssache oder Eigentum der Regierung. Weil die GIs nämlich mit allem, was sie benötigten, von der Regierung ausgerüstet wurden. Von ihnen hat Grandpa nach dem Unfall auch das Bein gekriegt, von der Regierung. Er behauptet, dass das der Grund ist, weshalb es so schlecht funktioniert. Es war halt billig. Als hätte man es bei Megaworld oder im Sale-o-Rama gekauft.«

»Hey, mach mal halblang. Diese Jeans hier hab ich auch bei Sale gekauft.«

»Ich meinte doch nur, dass, wenn reiche Leute neue Körperteile bekommen, sie viel bessere Qualität kriegen, nämlich aus bionischem Material, und das ist fast so gut wie ein echtes Körperteil.« Wir kauften beide bei den Discountketten ein, so wie alle Menschen der niedrigeren

Ränge. »Und außerdem«, fügte ich noch hinzu, »find ich die Jeans toll.«

Sandy lächelte und ließ neckisch ihre Hände über ihre Hüften gleiten. »Dankeschön«, sagte sie. »Die steht mir gut, nicht wahr?«

Ihre Klamotten standen ihr immer tausendmal besser als mir meine. Wie Grandma immer so schön sagte: »Sie ist so kurvig gebaut wie eine Mondkapsel.« Und ich war mir sicher, dass ihr Stiefvater sie aus genau dem Grund dauernd so anstarrte.

Die Männer, die ich kannte, waren entweder verrückt, so wie Grandpa; oder sie waren irgendwie gruselig und seltsam, wie Sandys Stiefvater; oder aber sie waren miese Betrüger, so wie Ed. Das ist Ginnies verheirateter Freund und zufällig auch der Dad von meiner kleinen Schwester Dee. Ich hatte keinen Schimmer, wie es war, einen Vater zu haben, ob echt oder nicht, da meiner am Tag meiner Geburt gestorben war. Alles, was mir von ihm geblieben ist, ist ein altes elektronisches Foto und die Geschichten, die Grandma mir früher immer von ihm erzählt hat. Sandy zog einen Spiegel aus ihrer Tasche und fuhr sich mit den Fingern durchs Haar, wobei sie ihrem Spiegelbild einen Schollmund zeigte.

»Brauch ich noch mehr Lippenstift? Oder Mascara?«

»Jetzt hör aber auf, Sandy, wir treffen doch bloß Mike und Derek – nur unsere Freunde.« So waren Jungs mir persönlich am liebsten, als Freunde. Alles andere bereitete mir echt eine Gänsehaut. Ich hab mich sogar schon des

Öfteren gefragt, ob ich vielleicht nicht ganz normal bin. So gut wie jedes Mädchen in meinem Alter konnte es kaum erwarten, endlich sechzehn und damit zum Sex-Teen zu werden. Ich hatte so meine Gründe, weshalb ich nie im Leben Sex haben wollte. Allerdings hatte ich niemanden, mit dem ich darüber hätte reden können. Ganz bestimmt nicht mit Sandy oder Ginnie.

Sandy seufzte und ließ den Spiegel wieder in der Tasche verschwinden. »Man weiß nie, wer einen so zu sehen kriegt.« Dabei warf sie einen sehnsüchtigen Blick auf die andere Seite des Gangs.

Der Typ, dem sie zuvor schon aufgefallen war, blickte nun mich an und musterte auf die Schnelle die wichtigsten Details an mir. Er zog eine Braue hoch und fuhr mit der Zunge über seine Lippen. Ich hielt den Atem an, weil ich befürchtete, er könnte mich ansprechen, doch die Jungs aus seiner Clique lenkten seine Aufmerksamkeit von mir ab. Erleichtert stieß ich die Luft aus. Immerhin würde ich noch ein paar Monate lang fünfzehn sein – und damit in Sicherheit.

II

Es war gegen Ende September, blauer Himmel, kalte, klare Luft – ein ganz und gar untypisches Wetter für das herbstliche Chicago. Ich fragte mich, ob es sich so wohl auf dem Land anfühlte – sauber und frisch. Doch wenn man im Expresszug von Cementville stadteinwärts saß, bekam man das leider nicht mit. Ich warf Sandy einen kurzen Blick zu und fragte mich, ob sie wohl jemals einen Gedanken an das Wetter verschwendete, wenn nicht gerade der Wind ihr das Haar zerzauste oder sie einen Mantel tragen musste über einem ihrer brandneuen Outfits.

»Lass uns gehen.« Ich machte mich auf den Weg die Straße hinunter, Sandy an meiner Seite.

Auf der State Street wurden wir aus allen Läden mit Werbespots bombardiert, unaufhörlich wurde man damit belästigt, wirklich nervtötend. *»Gönnen Sie sich den neusten Personal-Audio/Video-Chip. Er schmiegt sich nahezu unsichtbar in Ihr Ohr und ist mit jedem Allround-PAV-Receiver kombinierbar. Jetzt für nur neunundzwanzig Dollar fünfundneunzig ... Besuchen Sie die Dunkle Seite – mit dem Mondshuttle-Sondertarif – kaufen Sie eine Fahrkarte,*

und Ihr Begleiter reist umsonst mit, von Sonntag bis Donnerstag ... Mars Burger, einfach überirdisch gut ...«

Sandy und ich unterhielten uns über unsere PAVs, damit wir unsere eigenen Worte bei dem ganzen Werbelärm überhaupt noch verstehen konnten. Gerade planten wir unsere heutigen Unternehmungen, als plötzlich ein lautes Krachen zu hören war, unmittelbar gefolgt von zwei weiteren. Drei Trannies waren mitten auf der Straße ineinandergekracht. Der ganze Verkehr war zum Erliegen gekommen. Schnell stellten wir unsere PAVs aus. Jetzt waren keine lauten Spots mehr zu hören. Es herrschte absolute Stille. Und das war im Grunde noch viel beunruhigender als der Krach beim Zusammenprall.

Sandy starrte mich an, wobei ihre Augen ganz groß wurden. Einen Moment dachte ich schon, sie würde gleich zu heulen anfangen. Doch stattdessen flüsterte sie: »Non-Kons.«

Ich wurde von Panik erfasst; rasch sah ich mich um, auf der Suche nach jemand Auffallendem, aber alle Anwesenden verhielten sich völlig normal – abgesehen davon, dass die Menschen um uns rum verstört wirkten. Den Obdachlosen, der in diesem Moment in einer Seitengasse hinter der Medienzentrale verschwand, registrierte ich so gut wie gar nicht.

Über die Werbelautsprecher war nun eine männliche Stimme zu hören. *»Dieser Augenblick der Stille wird Ihnen präsentiert vom Widerstand. Denn nur in der Stille sind die Menschen fähig, eigenen Gedanken nachzugehen.*

Und genau dieses selbstständige Denken versucht die Regierung zu ...«

Die Worte wurden nun unterbrochen von einem durchdringenden elektronischen Fiepen, sodass alle Leute auf der Straße, Sandy und ich eingeschlossen, sich die Hände auf die Ohren pressten. Dann kam ein Dual-Trannie mit quietschenden Bremsen zum Stillstand und zwei Männer mit Werkzeugkoffern sprangen heraus und rannten rüber zur Medienzentrale.

Gerade als ich dachte, ich könne den schrillen Ton nicht länger ertragen, war auf einmal ein Knistern zu hören, und dann: *»... der Sonderverkauf zum Ende aller Kriege geht nur noch bis heute um Mitternacht. Liefern Sie sich keine Schnäppchenschlacht mit anderen, sondern kaufen Sie im Sale-o-Rama, wo jeder Kauf ein Schnäppchen ist.«*

Inzwischen waren mehrere Polizisten am Ort des Geschehens eingetroffen. Einige von ihnen beratschlagten sich mit den Medientechnikern, während die anderen die beteiligten Fahrzeuglenker zum Unfallhergang befragten. Zufällig bekam ich mit, wie einer von ihnen sagte: *»Officer, ich weiß nicht, was da los war. Auf einmal war es vollkommen still. Da dachte ich, es müsse sich um einen Notfall handeln oder so. Deshalb bin ich auf die Bremse gestiegen ...«*

Der Verkehr kam langsam wieder in Fahrt und Sandy und ich stellten unsere PAVs erneut an. Als wir an den Cops vorbeigingen, hielt ich den Kopf gesenkt. Und während ich so tat, als würde ich einen Fleck auf meiner Jeans inspizieren, warf ich einen verstohlenen Blick in die Gasse,

in der dieser Obdachlose verschwunden war. Kein Mensch zu sehen.

»Vor zwei Wochen, als ich mit Mom in der Stadt war, ist genau das Gleiche passiert. Nicht das mit dem Unfall, aber diese Stille«, erzählte Sandy. »Das hat mich damals schon total panisch gemacht. Mom meinte, das passiert immer öfter.« Sie runzelte die Stirn. »Diese verdammten NonKons. Wieso wagen die es überhaupt, zu behaupten, wir würden nicht selbstständig denken?«

Ich hätte ihr am liebsten gesagt, dass mir die Stille gefiel, NonKons hin oder her. Wenn man am laufenden Band mit diesen Spots zugeballert wurde, hatte man ja echt kaum mehr Gelegenheit, einen klaren Gedanken zu fassen. Ginnie hat uns schon immer gelehrt, dass selbstständiges Denken die wichtigste Sache der Welt ist. Wenn ich mir so ansehe, wie Sandy willenlos und blind allem hinterherhechelt, was die Medien einem als den letzten Schrei in Sachen Mode verkaufen, dann leuchtet mir ein, wie recht meine Mom doch hat. Allerdings ist es verdammt schwer, als Einzige so zu denken. Manchmal wünschte ich mir echt, ich könnte sein wie alle anderen in meinem Alter und müsste überhaupt nicht denken.

Wir waren schon fast bei Grandma und Grandpa angekommen, deshalb wechselte ich das Thema. Ich zeigte über den Chicago River auf das Gebäude, in dem sie lebten, und meinte: »Diese Spiegelung da ist ziemlich cool, wie?« Sandy machte sich kaum die Mühe, aufzusehen. »Klar. Ich hoff bloß, dass diese Übertragung keinen Schaden angerichtet

hat.« Sie klopfte an das Glas ihrer neuen Chronos All-in-one. »Sie zeigt elf Uhr dreißig an, Temperatur liegt bei knapp unter siebzehn Grad und wir befinden uns an der Ecke LaSalle und Wacker.« Sie sah blinzelnd auf zu dem Straßenschild. »Schätze, das ist richtig.«

Während wir darauf warteten, dass die Ampel endlich umsprang, betrachtete ich die glänzende Glasfassade, die umso mehr strahlte, als die Sonne vom Wasser reflektiert wurde. Das Ganze erinnerte mich an ein Gemälde, das ich bei einem Ausflug ins Art Institute gesehen hatte.

Doch die Lobby im Inneren des Gebäudes erinnerte an alles, nur nicht an Kunst: Es war nichts weiter als ein staatlich gefördertes Wohnprojekt für Leute im Ruhestand und Pensionäre mit Behinderungen, so wie Grandpa; eingerichtet in leblosem Beige und Grau, den Standardfarben von Regierungsgebäuden, bei denen einem echt schlecht wurde. Grandma sprach immer wieder mal die Drohung aus, dass sie sich heimlich mit einer Dose Regenbogenfarben über die Lobby hermachen würde, um endlich für etwas Heiterkeit zu sorgen.

Wie schon mein ganzes Leben lang, fragte ich mich wieder einmal, wie unser aller Dasein ausgesehen hätte, wenn Grandpa nicht diesen Unfall gehabt hätte. Er machte Karriere, kurz davor, zum leitenden Angestellten befördert zu werden, als es geschah. Alles wäre so völlig anders, vielleicht wäre sogar mein Vater noch am Leben ... wenn nur ...

»Hey, Nina, auf welchem Planeten bist du denn gerade?« Sandy tippte mir auf die Schulter. »Die Ampel ist grün.«

Verwirrt schüttelte ich den Kopf, um mit den Gedanken in die Gegenwart zurückzukehren. Ich war entschlossen, mich nie wieder irgendwelchen Wunschträumen hinzugeben. Wir eilten über die Brücke. Beim Eingang angekommen, grinste ich frech in die Kamera der Überwachungsanlage, legte meine Hand auf das Feld für die automatische Identitätsprüfung und sagte laut: »Nina Oberon mit Begleitung.« Ich packte Sandy an den Schultern und rückte ihr Gesicht ebenfalls ins Blickfeld der Überwachungskamera. Sie grinste, genau wie ich.

»Hab ich dir eigentlich erzählt, dass Grandma und Grandpa vergangene Woche ihren Jahrestag hatten?« Ich schob sie durch die Drehtür und betrat selbst das nächste Abteil.

»Achtunddreißig Jahre«, brüllte ich durch das Glas hindurch. Ehe sie ihr Abteil verlassen konnte, ließ ich die Tür noch ein paarmal rotieren. Schließlich stolperten wir lachend auf der anderen Seite raus. »Die meiste Zeit hacken Grandma und Grandpa ja nur aufeinander rum – du weißt schon, wie diese Hühner im Zoo.« Ich zwickte Sandy am Ärmel und sie schlug kichernd nach meiner Hand. »Aber sie lieben sich über alles.«

»Nur weil zwei Menschen verheiratet sind, heißt das noch lange nicht, dass sie sich auch lieben. Wenn Ed seine Frau lieben würde, wäre er nicht mit deiner Mom zusammen.«

»Wage es ja nicht.« Ich warf ihr einen finsternen Seitenblick zu.

»Tut mir leid.«

Sie wusste, dass ich Ed hasste. Unzählige Male hatte Ginnie mich und Dee rüber zu Sandy geschickt, wenn Ed zu ihr kam. So bekamen wir wenigstens nie das ganze Ausmaß seiner Tobsuchtsanfälle mit. Allerdings saß ich dann hinterher immer in der ersten Reihe, um die Auswirkungen zu betrachten. Die meiste Zeit gab ich mir alle Mühe, nicht über ihn nachzudenken. Und schon gar nicht wollte ich ihn mir zusammen mit meiner Mom vorstellen.

»Na ja«, meinte Sandy, »meine Mom und mein Dad haben sich jedenfalls geliebt. Ich erinnere mich noch, wie sie immer lachend durchs Haus getanzt sind, als ich noch klein war. Dad hat Mom immer herumgewirbelt, und dann hat er mich auf den Arm genommen und ich durfte mittanzen.« Ihr Gesicht verfinsterte sich. Zornig drückte sie den Knopf am Liftport. »Diese dämlichen Übergriffe.«

Ich war der Ansicht gewesen, ich hätte das Thema NonKons nach der Ansprache des Widerstands ganz geschickt umgangen – da hab ich mich wohl getäuscht. Aber ich war so schlau, keinen Ton mehr zu sagen. Sandys echter Dad hatte als Polizist gearbeitet. Als sie fünf Jahre alt war, gingen ihr Vater und sein Partner auf Streife durch die Tunnel unterhalb des Chicago River, um NonKons aufzuspüren. Man hatte der Polizei einen Hinweis gegeben, dass eine Gruppe von Widerständlern versteckt in einer unterirdischen Siedlung in den uralten Gullys und Abwasserkanälen lebte. Ein Überlaufventil wurde mit Gewalt geöffnet (völlig beabsichtigt, wie die Medien behaupteten), woraufhin

das Wasser in den Bereich eindrang, in dem die Cops sich gerade befanden. Sie ertranken.

Ginnie war überzeugt gewesen, dass das Ganze inszeniert war, damit es so aussah, als wären NonKons für das Unglück verantwortlich; sie wusste, dass diese Menschen keine Mörder waren. Womöglich hatte sie sogar recht, doch Sandy gegenüber würde ich das nie laut äußern. Außerdem ist Ginnie auch nur Kassiererin in der Cafeteria bei Cor-Cem Works, woher sollte sie also etwas über NonKons wissen, was dem Rest der Welt bisher verborgen geblieben war?



Julia Karr

The Sign - Nur zu deiner Sicherheit
Band 1

DEUTSCHE ERSTAUSGABE

Taschenbuch, Broschur, 480 Seiten, 12,5 x 18,3 cm
ISBN: 978-3-570-30772-4

cbt

Erscheinungstermin: Dezember 2011

Eine Zukunft, in der man mit sechzehn seine Unschuld verliert

Nichts fürchtet die in einer nahen Zukunft lebende Nina so sehr wie ihren sechzehnten Geburtstag. Obwohl die meisten Mädchen dieses Datum kaum erwarten können: Sie bekommen ein Tattoo und dürfen nun legal Sex haben. Doch Nina ahnt, dass mehr hinter diesem Tattoo steckt. Als kurz darauf ihre Mutter bei einem brutalen Anschlag ums Leben kommt, erfährt Nina: Ihre Mutter gehörte zum Widerstand – und ihr totgeglaubter Vater ist am Leben, irgendwo im Untergrund. Sie setzt alles daran, ihn zu finden – und gleichzeitig sich und ihre Halbschwester vor dem Zugriff des Regimes zu schützen. Da verliebt sie sich in Sal, einen Widerstandskämpfer. Doch kann sie ihm trauen?



[Der Titel im Katalog](#)